

(Nachdruck verboten.)

16]

Cesarine.

Von Jean Richopin. Uebersetzt von S. L.

Es ist unmöglich, daß dieses Herz, das mit dem Schicksal eines Fremden solches Mitleid empfindet, so unerbittlich taub bleiben kann bei dem Unglück seines eigenen Fleisches und Blutes. Ohne Zweifel kannte er das Unglück nicht in seinem ganzen Umfange. In seinem Stolz hatte ihm Paul die Sachen nicht so dargestellt, wie sie wirklich waren. Es muß zwischen ihnen ein Mißverständnis bestehen. Und ich muß endlich, wie ich unlängst in Besançon für den Sohn um mildernde Umstände plaidirt hatte, jetzt um das gleiche für den Vater plaidiren.

Genau so, wie mir das im Gedanken aufsteigt, sage ich es Cesarine.

„Ja“, erwiderte sie, „offenbar besteht ein Mißverständnis zwischen Paul und Herrn v. Roncieng. Aber welches schreckliche Mißverständnis, da es schon seit jeher besteht! Oh! Mein lebhaftester Wunsch ist, daß es aufhören möchte!“

„Ihr Wunsch?“

„Ja, mein Wunsch. Das setzt Sie in Erstaunen, nicht wahr? Denn es scheint, daß ich im Gegentheil eine neue Ursache der Zwietracht zwischen beiden bin.“

„In der That, Fräulein, ich gestehe Ihnen, daß der Kapitän . . .“

„Ich weiß, welche Meinung Herr von Roncieng von mir hat.“

„Gestatten Sie, daß ich offen spreche. Hat Herr von Roncieng nicht in der That einiges Recht dazu, diese Heirath wenigstens eigenthümlich zu finden?“

„Aber ich will diese Heirath ja gar nicht. Niemals werde ich darein willigen. Paul ist mir viel zu theuer, als daß ich ihm eine solche wahnsinnige Handlung begeben ließe.“

Sie hatte das mit solcher Entschiedenheit hervorgehoben, daß das Geräusch ihrer Worte durch die Wand drang und den Kranken weckte. Man hörte in der That einen schluchzenden Husten, dessen heiserer Ton mir wie ein Stich in das Herz drang.

„Entschuldigen Sie mich“, rief Cesarine lebhaft, indem Sie mich verließ.

Ich blieb allein, ganz betäubt von ihrem energischen Protest gegen die Idee der Heirath, und mich schauderte, wenn ich daran dachte, daß Paul so nahe vor mir daliegt, daß er leidet, daß er beinahe gestorben wäre, und daß er vielleicht bald sterben wird, weil er zu heroisch gegen das Glend angekämpft hat, und daß sein Vater, wenn er in diesem Augenblick an ihn denkt, ihn verflucht, indem er wiederholt:

„Er ist ein verkommener Kerl! Ein verkommener Kerl!“

Ich hatte Lust, einzutreten und dem Unglücklichen zuzurufen: Dein Vater weiß nicht, was Du gelitten hast, und wie gut und edel Cesarine ist, und daß er ihr Anerkennung und Achtung schuldet. Wenn er Euch beide verkennt, so geschieht das nur, weil er über sie durch falsche Informationen, über Dich durch Deine zu hochmüthigen Briefe getäuscht worden ist. Aber wenn er die Wahrheit erfährt, wird er sich seiner Ungerechtigkeit schämen. Er ist nicht schlecht. Er hat ja mir, mir das Leben gerettet.

Als Cesarine zurückkehrte, theilte ich ihr den Wunsch mit, den ich hatte.

„Nein, nein“, erwiderte sie stehend. Nicht heute. Nicht in diesem Augenblick. Er hat noch Fieber. Wenn er Sie bloß sähe, so würde ihn das schon anregen! Aber gar ihm von seinem Vater sprechen, großer Gott! Ich selbst würde es nicht wagen. Später, in einiger Zeit, wenn er ganz wiederhergestellt sein wird. Vor vierzehn Tagen ging es ihm schon besser. Aber als er nun einen neuen Brief an seinen Vater schrieb, ergriff ihn von neuem das Fieber und er bekam nun einen Rückfall. Und denken Sie nun gar das!“

Sie sprach sehr schnell und mit ungeduldiger Miene. Ich begriff, daß ich sie störte, wenn ich länger blieb. Ich ging auf die Thür zu.

„Ich danke Ihnen“, sagte L. „Verzeihen Sie mir, daß ich Sie wegschickte. Aber er hat das Bedürfnis, mich neben sich zu sehen, wenn er wach ist. Aber wir müssen uns doch noch aussprechen, Sie und ich. Wollen Sie morgen früh

unten vorübergehen? Ich werde Ihnen eine Zeile bei der Thürschließerin zurücklassen.“

Von neuem unterbrach uns ein trockener Husten, der wie der verzweifelte Schrei eines Ertrinkenden klang, der im Ersticken begriffen ist. Cesarine verließ mich, ohne mich bis an die Thür zu geleiten. Und während ich mit leisen Schritten wegging, hörte ich durch die Salonthür, die sie offen gelassen hatte, ihre tiefe, wie aus weiter Ferne klingende Stimme, mit der sie zu dem Kranken sprach, und unter der das Husten wie unter einer magischen Beschwörung sanft erstickte.

X.

In dem Zettel, den ich am folgenden Tage vorfand, bat mich Cesarine, freundlichst in das literarische Cabinet eintreten zu wollen und dort zu warten, bis sie kommen könnte. Der freundliche Gavarot sei benachrichtigt, er würde mich dort empfangen und mir Gesellschaft leisten.

Er war allein. Die Herren hätten erst am Nachmittage Sitzung, wie er sich ausdrückte. Andererseits fand Cesarine erst sehr spät am Vormittag Gelegenheit, herunter zu kommen. So blieb ich denn mit dem braven Manne etwa zwei Stunden allein. Ich hatte keinen Grund, mich darüber zu beklagen. Er war selbst zum Plaudern aufgelegt. Mit einiger Geschicklichkeit gelang es mir, den Fluß seiner Redseligkeit dorthin zu lenken, wohin ich es wollte, und so erhielt ich denn leicht von ihm wichtige Aufklärungen, die mir sehr werthvoll erschienen.

Zuerst suchte ich das offenbar Falsche aus der Legende über den alten ungarischen General herauszuschälen. Denn Cesarines Vater war nicht nur kein ehemaliger General und hatte seinen Arm auch nicht in der Schlacht verloren, wie ich bereits wußte, sondern war weiterhin auch weder ein Magnat, noch befand er sich in der Verbannung, noch war er ein Opfer Oesterreichs, wie ich noch immer im Glauben an die Erzählungen Durost's hartnäckig angenommen hatte. Freund Durost war einfach nur das Opfer einer Verwechslung zwischen Szasz Miklos und seinem Landsmanne, dem kleinen Schneider Ungyal Istvan gewesen, eine Verwechslung, die in mehr als seinem Kopfe festsaß. Der kleine Schneider war vielmehr der wilde Revolutionär, der nach der ungarischen Revolution von 1849, an der er übrigens nur als einfacher Soldat theilgenommen hatte, nach Paris gekommen war. Er stammte aus derselben Stadt und sogar demselben Stadtviertel wie Miklos. Hier in Paris hatten sie sich wieder getroffen und ihre alte Jugendfreundschaft erneuert. Eine Freundschaft, die auf Seiten Ungyals übrigens einen sehr respektvollen Beigeschmack hatte, denn Szasz stammte aus einer guten Bürgerfamilie, und auch deshalb, weil Miklos zu Hause in hohem Ansehen stand und als ein Mann galt, der eine große Zukunft als Gelehrter haben würde. Die Ergebenheit des Schneiders, seine Gewohnheit, von „uns“ zu sprechen, wenn er von den ungarischen Insurgenten erzählte, und endlich die Husarenuniform, die er seinem bewundernden Landsmann gefertigt hatte, in Verbindung mit der kriegerischen Miene des Mathematikers hatte diesem zu dem Titel und dem Ruhme eines Generals verholpen.

In Wirklichkeit war Szasz Miklos ungefähr im Jahre 1837 nach Frankreich gekommen, durchaus nicht ruiniert und auch nicht geächtet, sondern er war ganz ordnungsmäßig und mit einem erklecklichen Wechsel hierher gesandt worden, um die Vorlesungen an der mathematischen Fakultät zu hören. Jung, schön, in der ganzen Aemuth seines poetischen Nationalkostümes hatte er die Eroberung eines Fräulein Malvina Champbarry gemacht, die damals das literarische Cabinet in der Rue Loullier hielt und die er endlich heirathete. Er war in Paris geblieben.

Eine tüchtige Frau, so nannte sie Gavarot. Ich hatte sie erst kennen gelernt, als sie schon über ihre erste Jugend hinaus war, aber sie hatte damals noch Spuren ihrer früheren Schönheit. Cesarine ahmelt ihr sehr, nur hat sie nicht den militärischen Ausdruck.

„Den militärischen Ausdruck?“ unterbrach ich, ohne recht zu begreifen.

„Ja, ganz recht, den militärischen Ausdruck. Frau Szasz hatte ihn von ihrem Vater, der, wie ich glaube, Major in der großen Armee gewesen ist. Die Polytechniker waren ihre Lieblinge. Mit dem Gedächtniß des Kaisers trieb sie einen

wahren Kult. Auf Grund dessen wurde ihre Tochter auch Cefarine genannt — das Femininum von Cefar.“

Und indem er die Augen zukniff, wie wenn er noch einen geheimen Sinn unterschieben wollte, wiederholte Gavaro: „Ja einen wahren Kult mit dem Gedächtniß des Kaisers und hiervon stammte ohne Zweifel auch ihre Vorliebe für die Uniform der Polytechniker, der zukünftigen Artilleristen.“

Dann fügte er, mir ins Ohr flüsternd, noch hinzu:

„Es scheint selbst, daß . . . kurzum, ich lege kein Gewicht darauf. Mit anderen Worten, Fräulein Malvina war etwas zu leicht, positiv etwas leicht. Sie müssen Herrn Bochard darüber sprechen hören. Denn er hatte sie gekannt, als sie noch Fräulein war. Unter uns gesagt, ich vermüthe, daß er ihr, sehen Sie . . . den Hof gemacht hat. Nur daß . . . der Ungar sie ihm weggeschnappt hat. Er mag ihn auch nicht recht leiden. Man könnte in der That sagen, daß er ihm immer noch einen Groll nachträgt.“

„Groll worüber?“ warf ich ein. „Wenn dieses Fräulein so leicht war, was macht dann ein Verhältniß mehr oder weniger aus?“

„Ja, es handelte sich nicht mehr um ein Verhältniß, sondern um die Heirath, sehen Sie; eine Heirath aus Liebe, die allen Liebeleien ein Ende setzte. Malvina war damals reichlich dreißig Jahre alt und das war, wenn ich so sagen darf, gewissermaßen ihr Schwanengesang. Nachdem sie sich verheirathet hatte, wurde sie eine sehr ehrbare Frau. Der andere Kleinkram wurde verabschiedet! Sie betete ihren Mann an. Er war übrigens weit jünger als sie. Und, wie sich Herr Bochard ausdrückt, opferte sie alle ihre übrigen Verhältnisse auf seinem Altar. Das literarische Kabinet erlebte damals eine schlechte Stunde.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

— Es wird dreizehn Jahre her sein, da wohnte ich drüben im Scheinviertel in einer Stube, die war so schmal und eng, daß mit knapper Noth ein Bett und ein Tisch in ihr Platz fanden. In dem ganzen Haus ratterten die Nähmaschinen Tag ein, Tag aus, die ganze Woche hindurch. Nur am Sonntage erzitterte der Boden nicht unter den rüttelnden Stößen. Dafür übte dann ein Musiklehrer drei geschlagene Stunden lang auf dem Bass-Bombardon. Auch meine Wirthsleute unterhielten eine Nähstube. Der Mann war früher Schuhmacher gewesen, hatte aber sein Geschäft aufgegeben und sich als Zwischenmeister aufgethan. In dem großen Zimmer, das an meine Stube stieß, standen acht Maschinen, sieben Mädchen arbeiteten an ihnen und die Frau des Zwischenmeisters. Es wurde nur ein Artikel fertiggestellt: Feine, abgeleppte, mit Seide überzogene Frauenunterröcke, die nach Nordamerika gingen. Dort kostete das Stück seine zehn Dollar. Die Mädchen, die diese Prachtstücke herstellten, verdienten eine Mark den Tag. Und da mußten sie sich noch dazu halten. Fröh kamen sie, mittags wärmte ihnen die Frau des Zwischenmeisters den mitgebrachten Kaffee auf, erst am Abend verließen sie die Arbeitsstätte. Eine Zwischenpause gab es nicht, Schrippen und Stullen wurden während der Arbeit stückweise hinuntergewürgt. Nur ab und zu ließ eines der Mädchen das Treten, um einige Augenblicke lang auszuschnaufen. Es wurde wenig gesprochen in dieser Nähstube. Die Maschinen waren ziemlich schwer, das Geräusch, das sie hervorbrachten, schier betäubend. Und die Mädchen, die zusammengeblüht auf den Maschinen lagen, zeigten auch keine große Lust, sich zu unterhalten. Sie stammten aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands: Aus Ostpreußen und der Oberpfalz, aus Hannover und Schlesien. Einige von ihnen waren noch jung und erst vor kurzer Zeit nach Berlin gekommen. In ihren Augen lachte noch hie und da die Freude am Leben, in ihren Adern pulsrte noch frischlebige Blut. Die meisten der Näherinnen standen schon in den Zwanzigern. Ihre Körper hatten die Fülle, ihre Wangen die Farbe verloren, müde glommt der Blick. An die Maschine gefettet, waren sie selbst zu Maschinen geworden, eingefärgt und begraben hatten sie all' ihre Wünsche und Hoffnungen. Nur wenn der Tag kam, an dem der Zwischenmeister seinen Arbeiterinnen „das Sommerfest“ veranstaltete, zeigte sich auch bei diesen abgerackerten Wesen etwas wie Lust am Dasein. Ich war einmal bei diesem „Feste“. Draußen in der Schönhäuser Allee sah man in einem jener Gärten, an deren Eingang geschrieben steht: „Hier können Familien Kaffee kochen“. Vor dem Meister stand ein Glas schaumlosen Bieres, in der Mitte des Tisches blähte sich neben einem zerschnittenen, strohdürren Napfluchen eine zweiliterige Kaffeekanne, jedes Mädchen hatte eine dickbauchige Tasse vor sich und wartete der Herrlichkeiten, die nun kommen sollten. Es schlug keine Fröhlichkeit auf an diesem Tische. Nur wenn die anderen Gäste ihre Köpfe zusammensteckten, tuschelten und hinüberblickten, dann wurden die Mädchen etwas lebhafter, aber dann wurden ihre Blicke oft noch trauriger als bisher.

Mit brennender Deutlichkeit erhob sich vor meinem Geiste das Bild der Nähstube in der Bartschstraße, als vor einigen Tagen aus Paris die Meldung kam, daß sich dort vier Frauen zu gleicher Zeit

in einem Zimmer durch Kohlendampf getödtet hätten. Sie waren Näherinnen gewesen alle vier, alle arbeiteten in einer Nähstube. Der Mann der einen ist in einer Irren-Anstalt, die andere war von ihrem Manne verlassen worden, die dritte hatte einer verführt und dann sitzen lassen. Noch ein siebzehnjähriges Mädchen war da, die Schwester der Zwischenmeisterin. In den langen Stunden lebenszehrender Arbeit besprachen die Frauen auch öfter ihre elende Lage. Es wäre das beste, zu sterben, meinte die eine. Und sofort stimmten die andern ihr zu, noch einmal aßen sie gemeinsam zur Nacht, dann legten sie sich hin, um zu sterben. Auf einem hinterlassenen Blatt, das alle vier unterschrieben hatten, stand zu lesen: „Wir sterben freiwillig und ohne Bedauern.“ Keine der Frauen war über die Mitte der Zwanziger. Was müssen sie erlitten, erduldet und erlebt haben, daß sie ihr junges Leben fortwarfen wie einen vertretenen, zerrissenen Schuh! Die satte Moral der Besitzenden mag freilich mit einer Antwort und einem Verdammungsurtheil sehr schnell zur Gaud sein: „Sie hatten eben keine Religion. Ein Christ thut so etwas nicht!“ Ein Christ? Ein Christ ist doch vor allem auch ein Mensch. Sind denn aber Wesen, wie diese Näherinnen, denen die Maschine das Mark aus den Knochen und die Lebensfreude aus dem Herzen gesogen hat, sind das noch Menschen? Zu Sklaven habt Ihr sie gemacht, zu Maschinen. Und Ihr wundert Euch, wenn sie anders handeln als Ihr, denen das Leben rosig vor den Füßen liegt? Diese dumpfe Verzweiflung am Leben wird immer mehr zunehmen. Dagegen helfen weder Kirchenbauten, noch Traktätchen. Vor drei Tagen stürzte sich hier in Berlin ein zwölfjähriges Mädchen aus dem dritten Stock in den Hof hinab und starb, als man es aufhob. Das Kind, das von seinen Eltern in der Nacht mit Zündhölzchen und Blumen hausfren geschickt wurde, soll sich vor einer Züchtigung gefürchtet haben, weil es einen Tag nicht nach Hause gekommen. Schiden Eltern, die etwas zu beißen haben, ihre Kinder nachts auf den Asphalt und in die Schänken? Ist Zündhölzchen verlaufen ein Vergnügen? Oder gar Prügel, die man bekommt, wenn man nichts verkaufen konnte? Dieses arme Kind, wenn es sonst nichts gelernt hatte, mit Bibelsprüchen ist es gewiß vollgestopft worden. Haben sie ihm etwas genüht, als es in seinem Elend nicht mehr wußte, wo ein, wo aus? Es ist an den Verhältnissen zerschneilt, an den Verhältnissen, die Ihr mit allen Mitteln zu erhalten strebt, weil sie Euch ein feines, saules Leben ermöglichen.

Ihr wißt, daß sie da sind, Ihr kennt sie, oder habt wenigstens eine Ahnung davon. Aber Ihr wollt das Elend nicht sehen, weil es Euer „ästhetisches Gefühl“ beleidigen könnte. Darum umgibt Ihr Euch mit Schutzwänden, um ja nicht zu sehen, was Ihr nicht sehen wollt. Wo eine Etiquette ist, da ist auch etwas zu verbergen. Je ärger der Bureaunkratismus, desto fauler steht es mit dem Staate. Es ist bezeichnend, daß gerade in der Gegenwart das äußere Formenwesen wieder überall Trumpf geworden. In Berlin will man einem Mann nicht mit der Stadtbahn fahren lassen, weil er keine Kopfbedeckung bei sich hat. In einem Park bei Berlin schnauzt man einen Besucher an, weil er den Hut in der Hand und nicht auf dem Kopfe trägt. Und was ist es mit den vielen Bierlokalen und Kaffeehäusern, in die man keinen hineinkläßt, der nicht einen weißen Krug vorgeknöpft? Man sondert sich ab, man will etwas Besseres, Feineres sein, man will nichts zu thun haben, mit diesem „Gesindel da unten“.

Freilich manchmal erhält man auch eine Antwort, die nicht von schlechten Eltern ist. So ist es unlängst dem mit Eichenvindentunke gefalteten Präsidenten der französischen Republik und seinem Ober-Zeremonienmeister ergangen. Herr Faure hatte die Minister zu einem Felleisen geladen. Einer konnte nicht kommen und sagte durch den Fernsprecher ab. Am andern Tage erschien bei dem Minister der Ober-Zeremonienmeister Crozier und theilte ihm mit, er sollte künftig den Präsidenten nicht mehr antelephoniren. Das entspräche nicht der Vorschrift. Jede Mittheilung an den Präsidenten müsse brieflich gemacht werden. Der Minister riß die Augen auf und brach los: „Mein lieber Herr, als Herrn Crozier schähe ich Sie, halte Sie für einen netten Menschen und bitte Sie, Platz zu nehmen und ein Gläschen von diesem Madeira, der vor Ihnen steht, zu kosten. Dem Zeremonienmeister aber sage ich: Sie können mir was — Sie und Ihr Herr Felix Faure mit Ihnen. Wiederholen Sie es ihm so, wie ich es Ihnen gesagt habe; verstanden? — Der Ober-Zeremonienmeister hat den Wein des Ministers nicht gekostet. —

Ein bisher unbekannter Brief Lassalle's.

Die „Allgemeine Literarische Rundschau“ bringt einen Brief Lassalle's an die Oeffentlichkeit, den derselbe am 17. Februar 1864 als Begleitschreiben mit seinem Buch über Heraklit an Eduard Löwenthal, den Verfasser mehrerer philosophischer Schriften, sandte. Der für Lassalle's geistige Art und für seine Selbstbeurtheilung echt charakteristische Brief lautet:

„Lieber Doktor!

Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich erst diese Woche Ihre wirkliche Bekanntheit gemacht habe, eine Bekanntheit, die mir zur sehr großen Freude gereicht hat. Ich bin nämlich erst jetzt, wo ich einen Moment Zeit habe, und durch Ihre Schrift contra

Schleiden veranlaßt, dazu gekommen, Ihr System des Naturalismus zu lesen.

Das Resultat ist, daß es mich mit Stolz erfüllt, Sie zu den Reinen zu zählen. Ich habe selten in einem Buche so viel Konsequenz im Denken und so viel Scharfsinn gefunden, wie in den naturphilosophischen Prinzipien Ihres Systems. Dies Lob erstreckt sich auf Ihr ganzes Buch, bis zu dem Punkt, wo dasselbe in die menschliche Gesellschaft übergeht. Von da ab wird die Entwicklung, wenn auch noch im einzelnen sehr geistreiche Züge vorkommen, falsch. Glücklicherweise spricht dies durchaus nicht gegen Ihren naturphilosophischen Theil, denn es beruht einfach darauf, daß Sie eine ganz eminente „Selbstbeharrungsform“, die zwischen der Natur und dem Individuum liegt, ganz außer acht gelassen haben, so daß Sie nun gerade nach der Konsequenz Ihrer eigenen Gedanken ins Unrecht gerathen mußten. Ich werde Ihnen das mit Leichtigkeit und unter Ihrer eigenen Zustimmung beweisen, wenn Sie mir das Vergnügen machen, mich zu einem Gespräche hierüber aufzusuchen. Das System wird also eine neue Ausgabe nöthig haben, bei welcher der gesellschaftliche Theil ganz umgearbeitet werden muß.

Noch einmal, ich mache Ihnen mein Kompliment!

Als äußeren Ausdruck meiner Anerkennung mache ich mir das Vergnügen, Ihnen beiliegend meinen Herallit als Souvenir von mir zu überreichen.

Aber nicht bloß als Anerkennungs Ausdruck, sondern um Ihnen — Sie werden gleich hören wie so — einen ganz eigenthümlichen und merkwürdigen Genuß zu bereiten. Sie werden nämlich wahrhaft erstaunt sein, zu sehen, wie Ihr ganzes Weltsystem, im großen wie im einzelnen, genau so von Herallit gedacht worden ist — wenige Modifikationen abgerechnet —, so daß man sich vom Erstatten gar nicht erholen kann.

Selbst Ihren Großsommer und Großwinter und die Geschichte als ein sich ewig wiederholendes Datum der kosmischen Geschichte finden Sie bei ihm wieder! Und ebenso ist die ganze Grundanschauung des weltbildenden Naturprozesses durchaus, durchaus dieselbe. Seine Anathemiasis ist ganz Ihr Expansionsprozess.

Es muß Ihnen dies unbekannt sein, denn Sie haben meinen Herallit, wie ich weiß, nicht gelesen und alle bisherigen Bearbeiter haben nichts von den eigentlichen Tiefen Herallit's ans Licht gebracht, so daß es in Ihnen die eigenthümlichste, selbständige geistige Reproduktion desselben Gedankenganges ist, bereichert um die Momente der modernen Naturwissenschaft.

Kurz, lesen Sie und staunen Sie. Die Lektüre ist lang und mühsam. Sie müssen auf das genaueste lesen, um vieles zu bemerken, was von mir theils nur angedeutet, theils im Stoffe enthalten ist.

Am fruchtbarsten lesen Sie in folgender Reihenfolge, die ich Ihnen hier genau vorschreibe:

(Folgen die betr. Angaben.)

Daß ich die Herallitische Ekpyrosis als eine Apokatastasis aufgefaßt, das wird jetzt nach Ihrem System erst schlagend richtig. Dagegen wäre es nicht unmöglich, daß die Auffassung dieser Apokatastasis in bezug auf die sie begleitenden Umstände sich modifizirt durch Ihr System. Es sind da viele Dinge gegen einander abzuwägen; es nützt nichts, Ihnen davon zu sprechen, bis Sie sich aufs genaueste durch den Herallit hindurchgearbeitet haben. Sie müssen philologisch lesen. Dann wollen wir darüber sprechen, was mir großen Genuß machen wird.

Ganz Ihr.
F. Lassalle."

Lassalle ist bekanntlich ähnlich wie Marx von der Philosophie her zur Geschichte und Politik gekommen. Während aber Marx den Hegel'schen Idealismus überwand und, ohne zwar ein philosophisches System aufzubauen, wenigstens auf dem Gebiete der Geschichtsphilosophie selbständige und bahnbrechende Gedanken in die Wissenschaft brachte, ist Lassalle zeitlebens nicht völlig aus den Abstraktionen und Verallgemeinerungen des Hegel'schen Denkens hinausgekommen, und die Spuren davon zeigen sich in seinen politischen Anschauungen, besonders in seiner Ueberschätzung der Staatsidee. Gemeinsam aber waren beiden Männern, Marx und Lassalle, das, was man als „philosophischen Geist“ bezeichnen darf. Auch für Lassalle ergab sich die Beurtheilung der menschlichen Geschichte und der Politik nicht nur aus den Einzelerfahrungen des Lebens, sondern sie wurde aus der allgemeinen Welt- und Geschichtsanschauung abgeleitet.

Die Grundprobleme der Philosophie hatten bereits den jungen Lassalle beschäftigt. Als kaum zwanzigjähriger Student entwarf er den Plan zu einer Arbeit über den alt-griechischen Philosophen Herallit, der wegen der Schwerverständlichkeit seiner Gedanken schon im Alterthum „der Dummle“ genannt wurde. Während der politischen Reaktion der vier Jahre lehrte Lassalle zu diesem seinem Lieblingsstudium zurück und vollendete bis 1858 sein großes zweibändiges Werk, von dem in obigem Briefe die Rede ist und welches aus den langen Fragmenten des tief sinnigen alten Denkers seine Weltanschauung, die vielfach die mächtigen Ideen Hegel's vorausahnt, zu rekonstruiren sucht.

In den Stürmen des politischen Lebens trat die Beschäftigung mit den theoretischen Fragen für Lassalle in den Hintergrund. Doch erhielt sich sein Interesse daran durch das ganze Leben. Der obige Brief ist geschrieben in einer Zeit, wo Lassalle gerade die hitzigsten Kämpfe mit dem Freisinn und der preussischen Regierung zu bestehen hatte, wenige Monate vor seinem Tode. Er

zeigt, wie hoch Lassalle seine philosophischen Leistungen anschlug; wohl geht es auch hier nicht ohne Ueberschätzung ab. Immerhin ist der Brief ein interessantes Dokument für sein tiefbringendes Bemühen, den Zusammenhang der Dinge zu ergründen, und für sein lebendiges Interesse an der Entwicklung der Naturwissenschaften und Philosophie auch in den Zeiten seiner vorwiegend politischen Betätigung.

Kleines Feuilleton.

— **Handschuhlugd in England.** In England werden jährlich sechsunddreißig Millionen Handschuhe verbraucht; drei Viertel davon gehen in den Besitz der Frauen über. Sechshundert Mark für Handschuhe gilt als eine bescheidene Summe. Manche „Dame“ bringt es fertig, jährlich 2000 M. in Handschuhen aufgeben zu lassen. Ein Paar feinsten Handschuhe kostet 40 M. und darüber. Eine „große“ Dame muß natürlich unter ihrer Toilette gleich einen ganzen Laden voll Handschuhe haben. Bei der Auktion der Ausrüstung der Herzogin von Somerset wurden über 2000 Stück versteigert. —

Theater.

— Die Direktion des Wiener Konservatoriums hat sich veranlaßt gesehen, die Schüleraufnahme in ihrer Schauspielschule für das nächste Schuljahr zu sistiren. Als Grund dieser Maßregel wird angegeben, daß die Direktion der Wiener Hochschule für darstellende Kunst mit der Ausarbeitung eines neuen Lehrplanes für die Schauspielschule beschäftigt sei. Da die geplanten Reformen im nächsten Jahre vollendet werden sollen, kann nach zwei Jahren eine nach ganz neuen Ideen eingerichtete Schauspielschule am Wiener Konservatorium eröffnet werden. Sollten die reformirten Statuten nicht die Genehmigung der Gesellschaft der Musikfreunde, von der das Konservatorium erhalten wird, finden, dann entfällt die Schauspielschule des Wiener Konservatoriums ganz. — Die Wiener Schauspielschule stand schon seit einem Jahrzehnt bei Fachleuten in nicht besonders gutem Rufe. Es ist denn auch in dieser ganzen Zeit an ihr kein Talent herangebildet worden, daß sich eine nur halbwegs bemerkenswerthe künstlerische Stellung errungen hätte. —

Musik.

— **— Aus der Woche.** Die Verwaltung der königlichen Oper hat mit geschicktem konservativem Sinne in deren Sommerheim im Thiergarten die Geschäftstradition des seligen „alten Kroll-Engel“ beibehalten und führt in ziemlich unvorsichtig-gleichgültiger Wahl Gäste aus allen deutschen Landen vor. Auch der dem Verbands des Hoftheaters bereits angehörende Herr Kraus aus Mannheim, dessen junge Karriere bisher von Ruhm und Gold begleitet war, trat „gastweise“ als Lohengrin und Lannhäuser auf und versetzte mit seinen frischen Mitteln das Publikum in jene gehobene Stimmung, welche nur durch übertriebene Demonstrationen freundschaftlicher oder zartweiblicher Verehrung gestört wurde. Die anmuthige Strenge und das ruhige Pathos des Orators finden in der herben und leidenschaftslosen Helle seines Tenors weit glaubwürdigeren Ausdruck, als die stürmische Sinnlichkeit und die tief ausgewählte tragische Herrlichkeit des Bemüßberpreisers, und während in jener Rolle die Pracht des stimmlichen Instruments den Abgang an feilisch geläuterter Innigkeit vergessen läßt, vermag die künstlerisch weber ganz ausgeschulte, noch unkünstlerisch freche Gestaltungskraft des Herrn Kraus den „Lannhäuser“-Gehalt nur in wenigen Szenen auszuschöpfen. Es ist auch über diese, im ersten Akte am besten gerathene Leistung manches Gute zu sagen, aber sie läßt noch weit besseres erwarten. Gleichzeitig mit Herrn Kraus gastirte als „Elsa“ und „Elisabeth“ Fr. Wiborg vom Stuttgarter Hoftheater, die von Frau Cosima Wagner in Bayreuth als ur-eigenste Entdeckung eines Modells deutsch-leuscher Gesangs- und Schauspiellust ihrer Majestät Madame Reikame, als Schlingling übergeben ward. Unser Publikum fand leider, daß die Stimme der Stuttgarter Sängerin weder frischen Klangreiz, noch ein im großen Raume tragendes Volumen, noch den aus geistiger und seelischer Anteilnahme hervorbirenden Gefühlston besitzt. Ihre Gesangkunst ist, wenn auch nicht oberflächlich, so doch keineswegs makellos, und ihre genrehafte Art der schauspielerischen Darbietung und ihre zarte, keineswegs bedeutende Erscheinung weist ihr Talent mehr auf das idyllisch-lyrische Fach, als auf das hochpathetische einer Elsa und Elisabeth. — In den neuen Bassisten Witekopf, Gilmmeister und Rix wurde ein Trifolium hausbackener Mittelmaßigkeit dem Berliner Publikum vorgestellt. Ließen sich die Kleinen Vorzüge der drei, für bescheiden genügsame Hoftheater gewiss ausreichenden Herren zur Bildung einer Persönlichkeit vereinigen, es ergäbe sich daraus gewiß der hiesigen Ansprüchen genügende Bassist. — Herr Burrian, der dem Kroll-Theater-Publikum bekannte und sympathische Tenor, eröffnete sein Engagement als Canio in Leoncavallo's „Bajazzo“ und erzielte mehr mit seiner warmblütigen Darstellung als mit dem dünnen, trompetenpißen Kaliber seiner Stimme, welche heroische Anforderungen nur mit forcirten Mitteln zu erfüllen vermag, ansehnlichen Beifall.

Für das Theater des Westens ist aus Spinelli's „A basso porto“ („Am untern Hafen“) ein Magnet geworden, dessen Zugkraft der unleugbaren künstlerischen Bedeutung des Werkes und dem Wohlwollen, welches Publikum und Kritik der

Direktion Morwiz entgegenbringen, zu danken ist. An den „a basso porto“-losen Tagen setzte Herr Bötzel mit sehr ungleichmäßigem Erfolge sein Gastspiel als „Georg Brown“ in der „Weißen Dame“ und „Raoul“ in den „Hugenotten“ fort. Die übermäßig helle, zumeist ganz flache Tongebung, die nicht allzu vornehme, burleske Art im ganzen Gebaren und die mangelnde künstlerische Innigkeit schädigen seinen „Georg“ weit weniger, als den, ausgereifteste Gesangskunst und sinnliche Kraft des Ausdrucks und der Darstellung unbedingt erfordernden „Raoul“. Daß Herr Bötzel in den zwölf Jahren seiner Bühnenlaufbahn noch nicht gelernt hat, dem einfachsten Recitativ geistiges Relief zu geben, ist vielleicht noch bedauerlicher, als sein, selbst das gutmüthigste Ohr tief beleidigendes Zutiefsingen. Seine Partnerin Fr. Kahler (Valentine) war ihm an Energie der Phrasirung, seelischer Belebtheit des Tones und dramatischer Eindringlichkeit der Darstellung doppelt und dreifach überlegen. —

Aus der Thierwelt.

— Das allmälige Aussterben des Bison im Walde von Biatowitsch in Littauen hat E. Büchner in den Memoiren der Petersburger Akademie behandelt. Er giebt dem „Globus“ zufolge die Zahlen des Wildes von 1832 bis 1892 an und beweist die allmälige Abnahme, die schließlich zum Aussterben führen muß. Bis zum Jahre 1857 nahmen die Bisonten zu; sie hatten innerhalb des Schonbezirks damals mit 1898 Stück den Höhepunkt erreicht, gingen aber von da ab stetig niederwärts, so daß gegenwärtig nur noch etwa 350 übrig sind. Das Abschleusen der Thiere, das Einfangen für zoologische Gärten, die Tödtung durch Varen und Wölfe, die Einschränkung der Weidegründe haben allerdings zur Verminderung beigetragen, allein weit gefährlicher als alles dieses wirkt für die Existenz der Thiere die fortwährende Inzucht. Wenn nicht Kreuzung mit amerikanischen und kaukasischen Bisonten eintritt, werden die europäischen „Büffel“ binnen nicht langer Zeit ausgestorben sein, wie die großen posttertiären Säugethiere, deren Untergang noch nicht hinlänglich aufgeklärt ist. —

Aus dem Thierleben.

k. Daß die Bienen ihre Feinde mumifiziren, nachdem sie sie getödtet haben, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Wenn es z. B. vorkommt, daß Wespen, Schmetterlinge oder manchmal auch Schnecken sich zu einem Bienenstock verirren, so bedeutet das selbstverständlicher den sofortigen Tod des Eindringlings, die Bienen fallen über ihn her und stechen ihn todt. Was fangen sie aber mit dem Kadaver an? Ihn wegzuschleppen, ist den Bienen nicht möglich. Ihn liegen zu lassen, bedeutet die Verpestung eines Theiles ihres Anstaltsortes, und die Biene ist außerordentlich sauber und ordentlich. Sie balsamiren also den getödteten Eindringling regelrecht ein, gerade als ob sie diese Kunst von den Egyptern direkt gelernt hätten. Mehrere Arbeiterinnen machen sich sofort an die Arbeit und umspinnen das todt Thier ganz dicht mit Wachs. Da sie den Schnecken mit ihren Stichen nicht bekommen können, so verkleben sie die Öffnung des Gehäuses mit Wachs. Oft sind in verlassenen Bienenstöcken eine ganze Anzahl solch einbalsamirter Thiere gefunden worden. Manchmal fanden sich auch Schneckenhäuser, an Ort und Stelle, wo das Thier in den Bienenstock eindringen wollte, einfach mit Wachs an den Bienenstock festgellebt. —

Meteorologisches.

— Das Wärme-Ausstrahlungsvermögen großer Städte. Die „Meteorol. Zeitschrift“ erzählt folgende Beobachtung aus Olmütz (Stadt in Mähren, Oesterreich). Dort machte man in den heißen Tagen des verfloffenen Juni die merkwürdige Wahrnehmung, daß von nördlicher nach südwestlicher Richtung Wolken, die sich über den waldbedeckten Höhenzügen des Gefentes gebildet hatten, sich der Stadt wohl näherten, aber über ihr sich auflösten und in unsichtbare Dunsttheilchen zergingen. Kaum waren sie in ihrem trägen Laufe über der grellbeleuchteten und stark erhizten Häusermasse angelangt, als sie auch schon deutliche Spuren ihrer Vergänglichkeit zeigten. Die früher scharf begrenzten Mänder nahmen ein verwaschenes Aussehen an, die grell weiße Farbe ging in ein sanfteres Grau über, und später bekamen die ganzen Wolken Risse und spalteten sich in mehrere Theile und wurden danach insolge ihrer vollkommener Auflösung ganz unsichtbar. So spielte sich der Vorgang bei jeder Wolke ab und dauerte je nach ihrer Größe 4—6 Minuten. Als Ursache dieser auffälligen Erscheinung kann nur die in Straßen, Plätzen und Häusern der Stadt aufgespeicherte und nach oben entweichende Sonnenwärme angesehen werden, welche die festen Wolkenmassen leichter verdunstet, als es die Sonne selbst mit ihren Strahlen thun konnte. —

Physikalisches.

— Eine interessante Beobachtung, daß nämlich die Schallwellen dumpfer Geräusche einen Schatten verursachen, hat jüngst nach der „Nature“ C. V. Boys gemacht. Nach einer starken Erschütterung der Luft, z. B. nach der Explosion einer namhaften Menge eines starken Sprengstoffes, z. B. von 30 bis 50 Kilo Dynamit, huscht bei hellem Sonnenschein ein Schatten schnell an dem Beobachter vorüber, diesen Schatten hält Boys für die

Schallwelle, welche mit der Erschütterung zugleich fortschreitet. Boys konnte die Erscheinung unter sehr günstigen Bedingungen beobachten, und er beschreibt diesen dunklen Schatten als einen deutlich abgegrenzten schwarzen ringförmigen Strich, dessen Mittelpunkt der Ort der Explosion ist und sich von diesem schnell entfernt, ein Ring, der sich stetig erweitert. Boys hat ihn zu photographiren versucht, aber keine hinreichend deutlichen Bilder bekommen. Daß eine Photographie von Schallwellen möglich ist, lehren ja die photographischen Aufnahmen fliegender Geschosse, dabei zeigt sich die Schallwelle als dunklerer Schatten. —

Humoristisches.

— Ein Arbeiter nach dem Herzen Stumm's. Der österreichische Ministerpräsident Graf Badeni ließ unlängst eines seiner „Appartements“ tapeziren. Als die drei Arbeiter, die von dem betreffenden Meister mit der Arbeit betraut wurden, um 8 Uhr früh ins Palais kamen, trafen sie den Grafen, der sich mit ihnen in ein Gespräch einließ. Schließlich fragte er sie, welche Zeitungen sie lesen.

Erster Arbeiter: Das „Extrablatt“! (Eine Art illustrierter „Lokalanzeiger“. D. R.)

Badeni (vielsagend schmunzelnd): Hm, hm. (Sich zu dem zweiten wendend): Und Sie?

Zweiter Arbeiter: Die „Arbeiter-Zeitung“.

Badeni (sehr ernst): Die sollen Sie nicht lesen! Das ist ein schädliches und schlechtes Blatt! (Sich zu dem dritten wendend): Was lesen aber Sie?

Dritter Arbeiter: Jes' gar nig!

Badeni (dem Manne freudig überrascht auf die Schulter klopfend): Das ist das richtige! Daran halten Sie sich nur immer! —

— Fein heraus. Ein Irländer zeigte einem reisenden Professor einen See, der nach seiner Aussage bodenlos sein sollte. Als der Professor ihn ungläubig fragte, woher er das wisse, antwortete Pat: „Von einem Betteer von mir; der zeigte neulich einem Herrn, der gerade so ein ungläubiges Gesicht machte, wie Sie, den See. Und weil der Herr ihm durchaus nicht glauben wollte, was that mein Betteer? Er sprang mit seinen Kleidern in den See, denn er konnte es nicht ertragen, seine Worte angezweifelt zu sehen.“ Der Professor schüttelte den Kopf und meinte: „Ich sehe aber nicht ein, Pat, wie Dein Betteer seine Fabel beweisen konnte, indem er sich ertränkte.“ — „Aber er ist ja nicht ertrunken“, erwiderte Pat triumphirend. „An anderen Tagen kam eine Kabeldepeche von ihm aus Amerika, wir sollten ihm trockene Kleider schicken.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Bei der Ausschachtung der Wasserleitung in Schmiedefeld bei Suhl i. Th. wurden drei Arbeiter verschüttet. Zwei sind todt, der dritte lebt noch, aber beide Beine sind ihm gebrochen. —

— In Giesentirchen hat ein Holzschuhmacher einen Zimmermann, mit dem er wegen einer Kasse in Streit gekommen war, den Hals durchschnitten. —

— In dem Orte Frankfurt bei Scheinfeld in Bayern wurde an einem 3/4-jährigen Mädchen ein Lustmord begangen. Man fand den Leichnam unter Dünger in einen Sack eingeknät. Der Thäter soll ein 18-jähriger Bursche sein. —

— Im Pusterthal (Tyrol) hat, wie der „Frankf. Jtg.“ berichtet wird, eine 78 Jahre alte Frau, die Wölin von Nussdorf, einen einjährigen Gernsbod, der, von einem Hunde gehebt, in eine Getreibeherbe, ein im Pusterthal zum Getreidetrocknen übliches Holzgestell mit Dach und wagerechten Stangen, sprang und sich darin verfangen, gefangen. —

— In Deutschau (Ungarn) wurden durch einen Blitsschlag vier Menschen getödtet. —

— In der Nacht zum Sonnabend brach in Budapest in der am oberen Donauquai liegenden großen Einlagerungs-Baarenhalle und den dortigen Silos Feuer aus. Ausgebraunt sind 130 Magazine von je 500 Meterzentnera Fassungsraum. Eingelagert waren vornehmlich Mais, Hirse und Mehl. —

— Als „Tricocoe und Cacolet“ in Paris zuerst gespielt wurde, da erreichten die Lantimen, die dem Verfasser des Stückes, dem unlängst verstorbenen Lustspielbildner Meilhac, für ein Jahr ausgezahlt wurden, die Summe von 800 000 Fr. —

— In London ist die amerikanische Sängerin Lillian Nordica an einer Brustfellentzündung gestorben. Im Jahre 1894 hatte sie in Bayreuth als „Elfa“ große Triumphe gefeiert. —

— Von der Pest. Sofia, 9. Juli. Die Sanitätskommission hat für die Mekkapilger außer einer fünf-tägigen Quarantäne in Hobiltschewo, Burgas oder Barna eine weitere zehntägige ärztliche Beobachtung in ihren Wohnorten angeordnet. Gebrauchte Essellen, welche aus der Türkei stammen, werden desinfizirt. — Suez, 9. Juli. Die Doktoren Muffer, Präsident des internationalen Sanitätsraths, und Morrison sind nach den asiatischen Stationen abgegangen, wo einige pestverdächtige Fälle in Behandlung sind. Sieben Pilgerschiffe werden bei Vender-Tor zur Beobachtung zurückgehalten. —